

Kultur



Joseph Beuys: Getreide-Sortiermaschine - gegen den Hunger auf der Welt, 1984. Foto: Pro Litteris, Zürich

Der geschändeten Natur eine Stimme

Der deutsche Aktionskünstler Joseph Beuys entdeckte im Süden die Landwirtschaft. Das Kunsthhaus Zürich zeigt Werke aus der eindrücklichen Sammlung des Ehepaares Durini.

Feli Schindler

Am 12. Mai wäre der charismatische Düsseldorf Bildhauer und Kunstprofessor Joseph Beuys (1921-1986) neunzig Jahre alt geworden. Just zu diesem Zeitpunkt ruft das Kunsthhaus Zürich den Erfinder der sozialen Plastik in Erinnerung: den Mann mit dem Filzhut, der auf Barrikaden stieg, Kunst zum Kapital erhob und einem toten Hasen schon mal die Bilder erklärte.

Aufsehenerregende Aktion

Beuys, früher Anhänger der Grünen, beschäftigte sich in seinem Spätwerk zunehmend mit der Erhaltung der Natur. Höhepunkt seines Engagements bildete die aufsehenerregende Aktion an der Documenta 7, als er 1982 in Kassel 7000 Eichen pflanzte und «Stadtverwaltung» anstatt Stadtverwaltung propagierte.

Dass diese Pflanzaktionen auch in Bolognano, einem kleinen Ort in den Abruzzen, ihren Niederschlag fanden, zeigen nun über hundert Werke aus der späten Schaffensperiode des Künstlers.

Zwischen 1973 und 1985 besuchte Joseph Beuys mehrere Male das befreundete Ehepaar Buby und Lucrezia Durini auf dessen Landgut in Bolognano. Hier fanden Diskussionen und gemeinsame Aktionen mit dem Meister aus Düsseldorf statt, der Kreativität und Agrikultur in Einklang zu bringen versuchte. Buby Durinis zahlreiche Fotografien zeugen von dieser Zeit und bilden nun einen wichtigen Bestandteil der Zürcher Ausstellung.

Ölgefüllte Kalksteinwannen

In Bolognano entstand auch die monumentale Plastik «Olivestone», die die Du-

rinis über den gemeinsamen Freund Harald Szeemann 1992 dem Kunsthhaus Zürich schenkten. Die Kalksteinwannen, die im 18. Jahrhundert zum Dekantieren von Olivenöl dienten, füllte Beuys mit Steinmonolithen und Olivenöl. Im Lauf der Jahre sollte sich der Stein zersetzen, und die organischen Materialien sollten ineinander übergehen. Eine Metapher für die sich ewig erneuernde Natur.

Um dieses monumentale Werk gruppieren sich in der von Lucrezia Durini und Tobia Bezzola konzipierten Schau weitere Exponate: Spruchbanner, ein



Joseph Beuys. zvg

alter Kornzylinder, Weinkartons mit dem Siegel der von Beuys gegründeten Freien Internationalen Universität. Sie erinnern an die Aktionen, die der Verteidigung der Natur galten. «Difesa della natura» meint nicht nur Ökologie, sondern vor allem auch Schutz des Individuums», erklärte die Sammlerin Lucrezia Durini, welche die Betreuung des Werkes ihres berühmten Freundes zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat. «Beuys liebte Italien, aber Italien liebte Beuys nicht», sagte die Baronessa an der Ausstellungseröffnung. Nun überlässt sie dem Kunsthhaus Zürich ihre ganze Beuys-Sammlung. Ein grossartiges Geschenk und ein wahrer Überraschungscoup.

Bis 14. 8. Katalog «Beuys Voice», 960 S. 400 Abb. (deutsch, engl. oder ital.), 75 Fr.

Ein Zeitzeuge ohne stilistische Scheuklappen

Er erfindet den Jazz nicht neu. Doch seine Musik klingt frisch und unverbraucht: Bob Wilber am Jazzfestival Bern.

Georg Modestin

Mit dem Saxofonisten Bob Wilber gastiert ein Mann am Jazzfestival, der vom traditionellen Jazz über den Swing bis zum Bebop ein gutes Stück Jazzgeschichte persönlich miterlebt hat.

Man wählte ihn bereits im verdienten Ruhestand, den 1928 in New York geborenen Klarinettenisten und Saxofonisten Bob Wilber. Der Zeuge einer längst vergangenen Zeit, zu dessen nachhaltigsten Erfahrungen die zwischen 1946 und 1949 beim unvergleichlichen Sidney Bechet gesessenen Privatstunden gehören, ist mittlerweile selbst Teil der Jazzgeschichte geworden. Dabei sind ihm stilistische Scheuklappen grundsätzlich fremd geblieben – so scheute er sich nicht, zu Beginn der Fünfzigerjahre beim Free-Jazz-Pionier Lennie Tristano zu studieren. Im Grossen und Ganzen aber hat sich Wilber einem moderat traditionellen Jazz verschrieben, der sich dem Swing gegenüber nicht verschliesst. Ja, im Laufe seines ersten Sets in der Inneren Enge, wo er im Rahmen des Berner Jazzfestivals gastiert, unternahm Wilber mit Tadd Damerons Klassiker «Good Bait» gar einen Abstecher in Richtung Bebop. Als Fackelträger eines traditionell gefärbten Mainstream-Jazz tritt Wilber in Bern mit einer Band auf, deren Mitglieder seine Kinder bzw. Enkel sein könnten. Musikalisch lässt sich sogar von einer echten Wahlverwandtschaft sprechen, da sich der englische Saxofonist Nik Payton und der aus Helsinki stammende Klarinettenist Antti Sarpila (der am ersten Abend fehlte, inzwischen aber nachgekommen sein müsste) von Wilber selbst haben unterweisen lassen, der seine Erfahrungen so weitergibt, wie es einst sein eigener Mentor Sidney Bechet getan hatte. Dessen Erbe war in zwei Stücken in besonderem Masse präsent, in Wilbers «Réverie» und Bechets eigener «Bechet's Fantasy», in denen sich der Geist des «alten Löwen» aus New Orleans kräftig zurückmeldete. Bob Wilbers Musik mag nicht besonders neu erscheinen; was sie jedoch auszeichnet, sind die kleinen arrangeurtechnischen Feinheiten, welche die Nummern frisch und unverbraucht klingen lassen. Natürlich ist der Ansatz des Leaders nicht mehr der allerkräftigste, doch hat Wilber gut daran getan, sich noch nicht ganz zur Ruhe zu setzen.

Bob Wilber und die Young Generation All-Stars sind bis zum Samstag, 21. Mai, in Marians Jazzroom zu hören.

Kurz & kritisch

Theater auf dem Friedhof Penthesilea zwischen Diakonissengräbern

Wir sind das Volk und lauschen der Geschichte von Robert Guiskard, dem Herzog der Normänner. Von Pest, Leichen und Grabeshügeln ist die Rede. Noch gibt sich Guiskard siegessicher im Kampf gegen den Schwarzen Tod. Ob er reüssiert, werden wir an diesem Abend nicht erfahren. Der Weg geht weiter, uns begegnen Dorfrichter Adam, Prinz Friedrich von Homburg und Penthesilea, die Amazonenkönigin. «Komm, lass uns etwas Gutes tun, und dabei sterben» – so heisst der Theaterspaziergang, den das Theater mes:arts zum 200. Todestag des Dichters Heinrich von Kleist zeigt. Spielort für das von Christine Ahlborn (Textarrangement und Regie) und Matthias Zurbrüg (Spiel) entworfene Einmannstück ist der Berner



Matthias Zurbrüg spielt Kleist. Foto: zvg

Schosshaldenfriedhof. Während einer guten Stunde folgt man einem schwarz gekleideten Mann mit Zylinder über die Grabfelder. Die letzten Sonnenstrahlen funkeln einem ins Gesicht, die Vögel zwitschern, und auf den Wiesen blühen Frühlingsblumen. Dazwischen stehen Grabsteine. Nicht nur die Szenerie dieses Schauplatzes, auch die rezipierten Texte spiegeln, wie nah Leben und Tod, Liebe und Einsamkeit, Lust und Last beieinanderliegen. Wir hören von Kleist, wie sehr er sich Anerkennung durch seine adlige Familie wünscht und sich gleichzeitig nach dem einfachen Landleben sehnt. Wie er in Selbstzweifeln versinkt und Shakespeare vom Dichterolymp stürzen möchte. Wir sehen, wie er eine Pistole in den Händen hält auf der Suche nach seinem Glück.

Ganz ausgereift ist der Kleist-Spaziergang noch nicht: Zu gekünstelt wirkt stellenweise das Spiel des Protagonisten, zu konstruiert die Arrangements zwischen den Friedhofsmauern, sodass etliche Textpassagen an Dringlichkeit verlieren. Anderes wiederum gelingt gut. Förmlich mit den Händen greifbar ist zum Beispiel die Ruhelosigkeit des jungen Kleist auf der Suche nach dem rechten Weg. Und man amüsiert sich köstlich über das Zwiegespräch von Dorfrichter Adam und seinem Kontrahenten Licht. – In der letzten Szene tritt Penthesilea zwischen den schlichten Steinkreuzen der Diakonissengräber in Erscheinung. Dieses Wagnis darf angesichts des äusserst respektvollen Um-

gangs von mes:arts mit dem besonderen Spielort eingegangen werden.

Pia Strickler

Schosshaldenfriedhof. Weitere Vorstellungen bis 31. August. Anmeldung erforderlich. Details unter www.mesarts.ch.

Theater Marie «Augusta» Die Fallgruben des Klassenkampfes

Molly hat das letzte Wort: «Wir haben ja nichts zu verlieren», sagt die Putzfrau und protestiert ihrer Arbeitskollegin Claire zu. Wer nichts zu verlieren hat, der hat nichts und darf sich drum auch was nehmen, das leuchtet ein. Zum Beispiel das Silberbesteck der reichen alten Dame, deren Haus die beiden Frauen putzen und die so furchtbar unglücklich ist über ihren Reichtum.

Doch bis die beiden Frauen zu dieser luziden Erkenntnis gelangen und sich mit dem Besteck der Reichen aus ihren Abhängigkeiten befreien, werden auf der Bühne des Tojo in der Reitschule brav alle Mechanismen der Unterdrückung, des Ellbögels und des Mobbing in der schönen neuen Arbeitswelt des Neokapitalismus durchdekliniert. So ganz nach dem Motto: «Wenn hier unten noch einer unter mir ist, auf dem ich herumtrampeln kann, erscheint mir die Distanz zu denen da oben ein bisschen weniger gross. Da unten ist nämlich auch noch Jimmy, der Vorgesetzte der Putzfrauen, ein geschlecktes Ekel, das

die Floskeln aus dem Handbuch heutiger Personalchefs herunterbetet und mit divide et impera sich in der Rolle eines Mini-Machiavelli aufspielt.

Als sozialkritische Satire will der 60-jährige amerikanische Autor Richard Dresser sein Stück «Augusta» (2006) verstanden wissen, das vom Theater Marie als Schweizer Erstaufführung gezeigt wird. Doch in der Aufführung unter der Regie von Nils Torpus will der Zynismus in Dressers überzeichneten Auseinandersetzungen und klischierten Situationen nicht zünden. Zu eindimensional und über weite Strecken zu ernsthaft und artig ist das Spiel von Francesca Tappa (Claire), Miriam Japp (Molly) und Michael Schwyter (Jimmy). Ein ziemlich müder und überraschend anständiger Dreier handelt sich da durch die Fallgruben des Klassenkampfes – und kein Abstrich stört seine Mission, die so gut gemeint wie absehbar ist.

Brigitta Niederhauser

Weitere Aufführungen: Heute und morgen, 20.30 Uhr, Tojo in der Reitschule.

London Symphony Orchestra Ein Ohr voll Mahler, ein Herz voll Russland

Man kann es sehen. Der Russe hat zwei unterschiedliche Hände. Dirigentenhände, dabei ist er eins mit dem Orchesterkörper. Er schlägt mit der Rechten den Puls. Mit der Linken fühlt und formt er

den Klang. Er tut es mit einem eigenartigen Vibrieren. Wie er die Handfläche schüttelt, sieht es aus, als ob ein Kolibri kurz und heftig mit dem Flügel schlägt. Spektakulär ist das, nicht nur wegen der Ökonomie, welche diese Bewegung zeigt, sondern vorab wegen ihrer Wirkung. Eine feinste Regung genügt, dass sich die Klänge wie Farben verändern, aufhellen, verdünnern oder verschwinden, ohne dass ihre Intensität und Schärfe nachlässt.

Das zeigt sich in Tschaikowskys eindringlicher 3. Sinfonie («Polnische») ebenso wie im Orchesterkonzert des 1932 geborenen Rodion Schtschedrin, in dem Valery Gergiev die Noten zum Scherzen bringt. Man kommt nicht umhin, in diesen eklektischen Klängen ein Herz voll Russland wiederzufinden. Die Landschaften, durch die der musikalische Zug rollt, sind stets auch Seelenlandschaften, in denen Licht und Schatten nahe beieinander sind. Gergiev lässt Nacht einbrechen mit mächtigem Unisono. Die Signale von Klarinetten und Flöten verlieren sich, und die Cello melodien gehen in gespenstischen Staccati auf. Dabei bleibt alles organisch. Wie auch in der Zugabe, einem zauberhaften Satz aus Tschaikowskys «Dornröschen». Und weil bei diesem Eröffnungskonzert zur Schweizer Tournee im Rahmen von Migros Classics der Solist Emmanuel Abbühl (Oboe) ausfällt, kommt das Berner Publikum – ausser Programm – auch noch in den Genuss von Mahlers unvollendetem «Zehnter». Grosszügig, danke, Herr Gergiev.

Marianne Mühlemann